

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Evangelisches Kirchen- und Volksblatt. 1877-1919 1871

18 (30.4.1871)

Evangelisches Kirchen- und Volksblatt

für das

Großherzogthum Baden.

Wöchentlich einen halben Bogen.
Durch alle Postämter und Buch-
handlungen zu bestellen.
Inserate: die gespaltene Petit-
zeile 3 Kr. = 1 Sgr.

Preis halbjährlich 1 Gulden
ohne Postzuschlag. Im Buchhandel
halbjährlich 1 fl. 15 Kr. = 25 Sgr.
Preis einer Nr. 3 Kr.

Nr. 18.

Sonntag, den 30. April

1871.

Inhalt: Heilsame Lehren. — Die katholische Kirche. — Kirchliche Nachrichten (München. — Württemberg. — Kolberg. — Jena. — Basel. — Florenz). — Unter Gottes Schutze. — Politische Rundschau. — Aus der Bücherwelt. — Texte für die Missionsgottesdienste. — Anzeigen.

Heilsame Lehren.

III.

Eine weitere heilsame Lehre, die durch gewaltige Thatpredigten unserem Volke verkündigt wird, ist die Beantwortung der Frage, was ein Volk groß und glücklich macht. Und da ist es besonders die unwiderlegliche Wahrheit, welche deutlich unserem Volke und allen Völkern vor das Auge getreten ist: es sind sittliche und im tiefsten Grunde religiöse Wurzeln und Principien, aus denen ein tüchtiges, gesundes Volksleben heraus wächst, und nicht etwa bloß natürliche Reichthumsquellen, gesteigerter und erleichteter Verkehr, Gewerbe, Künste oder eine wohldisciplinirte Waffenmacht. Diese Quellen der Macht und Größe eines Volkes sind nicht zu unterschätzen, sie sind vielmehr wohl zu pflegen: aber ohne die Pflege der sittlichen und religiösen Bildung, ohne die Pflege der christlichen Tugenden der Liebe, der Selbstbeherrschung, der Demuth, der Treue, des Gehorsams, der Gerechtigkeit, der Keuschheit und Mäßigkeit können diese Quellen wahre Giftquellen der Sünde, des Verderbens für ein Volk werden. Die Zerfegung des sittlichen und religiösen Lebens in der Familie, in der Staatsleitung, in der römischen Kirche, der Abfall von dem lebendigen Gott, eine Civilisation und Bildung, die von den sittlichen und religiösen Wurzeln des Christenthums losgelöst, höchstens noch auf den Principien der edleren heidnisch-humanistischen Philosophie fußt und vom Christenthum noch einige Früchte sich annekirt, in Wahrheit aber verfeinerter Materialismus, desillirter und rektifizirter Weltgeist war, — das ist's, was Frankreich zu so jähem Fall, in ein so furchtbares Gericht gebracht hat.

Welch ein Schauspiel bietet gegenwärtig der erlauchten und entsetzten Welt Paris dar, die „heilige“ Stadt, die Mutterstadt aller menschlichen Bildung, die Lehrmeisterin der Könige und Völker! Eine religionslose und sittenlose Bildung, wenn sie noch so sehr sich aufputzt und den sinnlichen und ehrgeizigen Trieben des natürlichen Menschen schmeichelt, ist doch nur eine Schminke auf einem der Verworfung entgegengehenden Leibe. In der feinen und eleganten Weltstadt herrschen gegenwärtig die rohesten Leidenschaften, Gewaltthat, Verachtung, Sinnengenuß, Mord, Kirchplünderung u. s. w. und es ist das nur die andere, die aufgedeckte Seite desselben geschminnten, civilisirten Paris! Die vornehme Weltbildung der auf Lüge, Meineid und Selbstsucht gegründeten napoleonischen Herrschaft, die gleichnerische Bildung und Klugheit der jesuitischen Würdeträger der römischen Kirche, welche um ihres oder ihrer Kirche Vortheils willen dem Gewaltthäter schmeichelten, finden ihre Verurtheilung und ihr Gerich durch die Volksjustiz ebenso unerbitlich, wie die unchristliche Hortherzigkeit und die rücksichtslose Capitalansammlung der Reichen dieser Welt durch die communisistischen Organe.

Gesetz sagt in seinen „Bibelstunden über das Evangelium Johannis“ Seite 205 ganz richtig: „Zu der Zeit, da Jesus auf Erden lebte, theilten die Pharisäer das Volk gerne in Gerechte und Ungerechte; in unserem Zeitalter, wo die Frage nach der Gerechtigkeit Vielen nicht mehr so wichtig vorkommt, theilt man gerne in Gebildete und Ungebildete. Aber Jesu Urtheil kehrt sich an keine dieser Theilungen: die Pharisäer nannte er Fleisch so gut wie die Jüdler, die Gebildeten nennt er Fleisch so gut wie die Ungebildeten. Denn er erkennt eben nur die Gestalt nach Gottes Bild als rechte Bildung an, und an Gottes Bild pflegen die Leute nicht zu denken, wenn sie von Bildung sprechen. Gott ist die Liebe, unsere sogenannte Bildung aber ist zum großen Theil nur eine Ausbildung der Kräfte für den Dienst des Egoismus, so daß der Mensch zwar geistkräftig ist, aber nicht für das Gute. Häufig ist sie nicht einmal eine Ausbildung der Kräfte, sondern nur ein Firniß über die innere Leere und Schwächlichkeit her.“

Aus dem Reich dieser falschen Bildung hat unser deutsches Volk schon tiefe Züge gethan: möge es diesen Launelich von seinen Lippen ablegen, gewarnt durch die erschütternden Gerichte, die über alle falschen Volkbeglückungslehren und Bildungswege in Frankreich gegenwärtig ergehen, daß unsere Zukunft nicht der Revolution gehört, und daß nicht der traurige Sozialist Bebel im Reichstage sich als Prophet erweist, wenn er drohend ausgerufen hat: Daß das 19. Jahrhundert nicht vorübergehen werde, ohne daß seine Ansichten allgemeine Anerkennung finden werden!

Die katholische Kirche.

Mit großer Theilnahme verfolgt der evangelische Christ die Geisteslämpfe, welche in der deutschen katholischen Bevölkerung in Folge der Konzilsbeschlüsse, besonders der Unfehlbarkeit, hervorgerufen worden sind. Es weht reformatorische Lust durch das katholische Volk in weiten Kreisen, und wie in der Reformationszeit gehen zwei Strömungen durcheinander, eine mehr humanistische liberale und eine mehr religiös-sittliche Bewegung. Männer der Wissenschaft wie des schlichten Volkes sind tief aufgeregt und durch das maßlose Auftreten der römischen Hierarchie im Innersten verletzt. So ist unser Volk auch auf dem kirchlichen wie auf dem politischen Gebiet in unserer ernsten großen Zeit zu einer Entscheidung gedrängt, und daß diese Entscheidung zum Heile unseres Volkes, zur Förderung des Reiches Gottes in Deutschland ausschlagen möge, das ist unser Gebet. Denn wir sind nicht bloß müßige oder gar schadensfrohe Zuschauer in diesem Kriege, sondern wir nehmen mit unserm Herzen und Gewissen den innigsten Antheil an demselben, und Alle, die um das Kommen des Reiches Gottes beten, fühlen es: hier handelt es sich um unsere Sache!

Die mancherlei tief sittlich-religiösen Regungen in unserem katholischen Volke, welche sich seit Ausbildung der Jesuitenmacht und des ultramontanen kirchenpolitischen Systems in Lehre und Verfassung (besonders in dem Marienkultus), im Syllabus und in den Konzilsbeschlüssen zum Ausdruck gekommen), als Gegensatz geltend machen, sowie die mehr wissenschaftlichen oder humanistisch-liberalen Oppositionsbestrebungen gegen Jesuitismus und Ultramontanismus, suchen und bedürfen ein Haupt, eine Persönlichkeit, an welche sie sich anschließen können, um mit Erfolg aufzutreten und Bestand gewinnen zu können. Wäre unsere evangelische Kirche, was sie durch die Reformation hätte werden sollen, wäre sie in Lehre und Leben, in Einigkeit und Kraft wirklich eine evangelisch-christliche, so hätten die positiv-christlichen Lebensregungen in der katholischen Kirche keine Wahl: sie würden, sie müßten sich unserer Kirche freudig anschließen. Leider sind sowohl die Geschichte als gegenwärtiger Zustand unserer Kirche, die sich theils in confessionellen Kämpfen, theils in Gefangenengebung unter die protestantischen Principien selber schwächt, nicht so einladend, daß Glieder der großen, einheitlichen römischen Kirche sich einer der vorhandenen evangelischen Kirchengemeinschaften alsbald anzuschließen verlockt werden könnten. So müssen die oppositionellen Elemente versuchen, eine eigene Stellung sich zu verschaffen, und dazu bedarf es vor Allem eines Hauptes.

In Stiftspropst Professor Dr. Döllinger in München scheint dieses gefunden zu sein, wenigstens wird er in dringender, ja kramphafter Weise als solches erfaßt. Der 71jährige Gelehrte hat sich als ebenso wissenschaftlich tüchtiger wie als muthiger Charakter in der Frage über die weltliche Macht des Papstes wie in Betreff der Konzilsbeschlüsse bewiesen. Der vorher als heftiger Gegner Luthers für Rom kämpfende Professor hat nun in einem entscheidenden Schreiben an den Erzbischof von München sich fast derselben Worte bedient, wie Luther in Worms. Er schreibt, indem er sich vor einer Versammlung von Bischöfen zu verantworten er bietet: „Werde ich mit Zeugnissen und Thatfachen überführt, so verpflichte ich mich hiermit öffentlich Widerruf zu leisten, Alles, was ich über diese Sache geschrieben, zurückzunehmen und mich selber zu widerlegen.“

Döllinger ist am 17. April vom Erzbischof excommunicirt, das heißt aus der römischen Kirche ausgeschlossen und in Bann gethan worden. Jetzt muß es sich zeigen, ob es mehr eine wissenschaftliche oder eine Gewissenssache ist, die den Mann zu dieser Entscheidung gebracht hat. Wird er in echt reformatorischer Weise das Banner des Evangeliums emporheben, selbst mit Uebernahme der daraus folgenden Leiden, und damit den gläubigen Elementen der Bewegung eine verheißungreiche Richtung geben? Es wäre schön, wenn auch auf diesem Gebiet ein Kreis die große Geistesflucht in unserem Volke siegreich durchkämpfte. Gewiß wird er dann auch den Muth haben, die ungläubig liberalistischen Elemente, die ihn für politische und freigeistige Zwecke mißbrauchen wollen, gleich von Anfang auch entschieden von sich zu weisen. Es wäre eine große Gnadenzeit, die wir erleben dürften! Günstig wie nie seit der Reformation wäre die Zeitlage. Frankreich, die Burg des Ultramontanismus niedergeworfen, Spanien, Italien, Oesterreich ohnmächtig, die kirchenpolitische und politische Thätigkeit der Jesuiten im deutschen Reiche moralisch gerichtet, besonders auch durch ihr Anstreben im Reichstage; ein jugendlicher König, der so viel für Deutschlands Einheit und Macht gethan hat, der kirchlichen Bewegung günstig; die Gemüther im Volk reli-

güts und patriotisch tief erregt! Nie wird eine so günstige Zeit für eine Reform der römischen Kirche wiederkehren, nie seit drei Jahrhunderten lag eine so dringende Veranlassung zur christlichen Reform vor, als nach einem solchen Konzil, für das Männer wie Döllinger, Friedrich u. s. w. nur ein ähnliches Beispiel in der Geschichte kennen, die Räubersynode in Ephesus. Freilich aber war auch Rom, war der Jesuitenorden noch nie so gerüstet und mit so mächtigen Waffen gegen eine evangelische Reaktion versehen, als in unseren Tagen, und namentlich hat es der Ultramontanismus seit Jahrzehnten verstanden, sich ein wohlgeschultes Offiziercorps in den jesuitisch-erzogenen Geistlichen, und einen tüchtigen Generalstab in den hohen Kirchenfürsten zu bilden. — Möge es aber nur zum entscheidenden Kampfe kommen und möge Gott die positiven gläubigen Glieder der katholischen Kirche stärken und um bewährte Führer schaaren, so wird gewiß eine Förderung des Reiches Gottes auf Erden die segensreiche Frucht dieses Riesenkampfes des Geistes sein. Und deshalb wollen wir mit Erinnerung und besonders mit Fürbitten an dem Kampfe lebendigen persönlichen Antheil nehmen.

Kirchliche Nachrichten.

München. Der Erzbischof ist in schwieriger Lage. In Rom gehörte er während des Konzils zur Oppositionspartei, — nachträglich hat er sich den Konzilsbeschlüssen unterworfen, und jetzt muß er die charaktervollen Gegner der Unfehlbarkeit, einen Döllinger und Friedrich excommuniciren, was er auch gethan hat. Professor Huber fordert den Erzbischof auf, ihn zu widerlegen oder die harten Beschuldigungen gegen ihn zurückzunehmen: der Erzbischof erklärt sich hiezu außer Stand. Ein Comité für die oppositionelle Stellung der Katholiken hat sich gebildet und setzt sich mit sämtlichen Städten des In- und Auslandes in Verbindung. Von verschiedenen Orten in Deutschland und Oesterreich, sogar aus Rom sind Zusimmungen an Döllinger eingelaufen und werden noch vorbereitet. Von Wichtigkeit ist, wie sich König und Regierung zu der Bewegung stellen. Die württembergische Regierung soll sich gegen die staatlichen Nachtheile, die aus den Konzilsbeschlüssen folgen könnten, bestimmt verhalten. Dagegen soll Bischof Hefele von ihr aufgefordert sein, ihr keine Verlegenheiten zu bereiten. Man ist sehr gespannt auf eine Kundgebung Dr. Hefeles.

Württemberg. Bischof Hefele veröffentlicht die Konzilsbeschlüsse und sucht die Bedeutung derselben abzuschwächen. „Wie die Unfehlbarkeit der Kirche erstreckt sich auch die des päpstlichen Lehramtes nur und ausschließlich auf die geoffenbarte Glaubens- und Sittenlehre, und auch in den darauf bezüglichen Cathedral-Dikreten des Papstes gehören nur die eigentlichen Definitionen, nicht die Einleitungen und Begründungen u. s. w. zum unfehlbaren Inhalt.“ Dr. Kadzaber, bekannt durch seine Parteinahme für den † Bischof Lipp von Rottenburg und Freund Hefeles sucht auch in einer Schrift: „Die Irrlehre des Honorius und das vatikanische Dekret“ die Gegensätze zu verwischen und der neuen Lehre ein Gewand zu geben, welches dieselbe auch den Altkatholiken erträglich machen soll. Man sieht aus solchen Vorgängen, wie wenig reformatorische Kraft in der unter jesuitischer Erziehung und Furcht stehender römischen Geistlichkeit zu finden ist. Wenn der Vatikan sich nicht der Reform annimmt, von einem Bischof ist keine Reformation zu erwarten. Letzter scheuen die gläubigen Christkatholiken vor den zerfahrenen Zuständen der evangelischen Kirche und vor dem Gebahren des Nationalismus und politischen Liberalismus zurück, — und wir können ihnen nicht so Unrecht geben.

Kolberg. Der protestantenvereinliche Dr. Haane, als Pfarrer in die Vorstadt Münde erwählt (s. Nr. 15), wurde vom Consistorium in Stettin nicht bestätigt, nachdem er in einer mehrstündigen Besprechung über seine Schrift „der historische und ideale Christus“ sich vor dem Consistorium zu verantworten gesucht hatte.

Jena. Dr. Leopold Immanuel Rückert, Professor der Theologie ist am 9. April, 74 Jahre alt, gestorben.

Basel. Das Missionschiff „Palme“, welches sich längere Zeit nach den Scilly-Inseln (an der Südküste Englands) gestürzt hatte, geriet doch noch kurz vor Abschluß des Waffenstillstandes in französische Kriegsgefangenschaft und wurde nach Dunkirk gebracht. Nach Abschluß des Waffenstillstandes wurde die Mannschaft, die von den Franzosen gut behandelt worden war, nach Holland entlassen. Das Schiff litt einigen Schaden.

Florenz. Die seiner Zeit (1852—53) vielgenannte Rosa Madiai, welche unter der großherzoglich toskanischen Regierung mit ihrem Gatten Francesco wegen Bibellesens eingekerkert wurde, starb in Florenz am 28. März.

Unter Gottes Schutz.

Eine Erzählung aus der Zeit Ludwig des Vierzehnten.

VII.

Ende gut, Alles gut.

Ihr gedachtet es böse zu machen,
Gott aber gedachte es gut zu machen.
1. Mos. 50 20.

Solches geschieht auch vom Herrn
Jehaoth; denn sein Rath ist wunderbarlich,
und führet es herrlich hinaus.
Jes. 28, 29.

Friedrich Degeler war glücklich in Berlin angekommen und fand sich leicht in das Wesen der neuen königlichen Hauptstadt, so daß er leichter, als er geglaubt hatte, die schwäbische Heimath vermisste. Allerdings stand

die Residenz Friedrich des I. noch weit gegen dem heutigen Berlin zurück, aber der prachtliebende König hatte so manches Schenswerthe entstehen lassen, daß dem jungen Kaufmann sich viel Interessantes bot. Die damalige Hofsprache war die französische und da Friedrich dieselbe gewissermaßen mit der Muttermilch eingesogen, so kann es nicht Wunder nehmen, daß er bald mit den Refugies in Berührung kam. So war es ihm auch gelungen, daß er eines Tages die Erlaubniß erhielt, einer Schlittschuhpartie, die auf des Königs Befehl auf der Spree aufgeführt wurde, beiwohnen zu dürfen. Diese Partie fand kurz vor dem Tag statt, an dem Chevalier de Muson die Reise nach Württemberg antreten wollte, doch wollte auch er diese Gelegenheit noch benützen, um das ihm liebgewordene Schlittschuhlaufen üben zu können, denn der strenge nordische Winter hatte eine prächtige Eisbahn über den Fluß der Hauptstadt gelegt.

Aber diesmal sollte ihm sein Vergnügen gefährlich werden, denn die sichere Eisfläche war von so vielen Schlittschuhläufern aus den höchsten und höchsten Ständen in Anspruch genommen, daß sie nicht ausreichte und so kam es, daß weniger Begünstigte an weniger festen Stellen, die wegen des Eisens erst kurz vorher aufgebrochen worden waren, sich an diesem Vergnügen ergötzen wollten. Unter Letzteren war auch unser bescheidener Chevalier, plötzlich jedoch fühlte er den Boden unter sich weichen, ein fürchterlicher Knall erfolgte und er sank durch die zersprungene Eisecke in's Wasser. Zum Glück war die Stelle nicht tief und auf seinen unwillkürlich in französischer Sprache ausgestoßenen Hilferuf war der junge Degeler, der sich in der Nähe befand, an den Rand der Eispalte getreten und reichte ihm die rettende Hand. Mit einiger Anstrengung gelang es dem Herbeigeeilten, den sinkenden Chevalier wieder auf die Oberfläche des noch festen Eises zu bringen und da derselbe hörte, daß Friedrich ein so reines Französisch sprach und dadurch sich den Gedanken kam, derselbe sei auch ein Refugie, bat er ihn, ihm in seine Wohnung zu folgen. Da Friedrich sah, daß de Muson keinen Diener in der Nähe hatte und eine Erkältung für ihn zu befürchten war, sorgte Friedrich für eine Sänfte und begleitete ihn. Nach einer halben Stunde saßen die neuen Freunde bei warmem Thee zusammen, nachdem der Chevalier trockene Kleider angezogen hatte.

In seiner aufrichtigen Dankbarkeit, welche Friedrich wohl herausfühlte, bat der Chevalier diesen ihm seinen Namen zu sagen und wie er, da er seiner Aussprache wegen ihn für einen Franzosen halten müsse, nach Berlin gekommen. Aber er war sehr erstaunt, als er den deutschen Namen Degeler hörte und fragte ihn deshalb, ob er trotz seinem reinen Französisch kein Refugie, sondern ein Deutscher sei. Friedrich, der keinen Grund hatte, vor de Muson, von dem er eben gehört, daß er seines evangelischen Bekenntnisses wegen nach Berlin gekommen sei, seine Familiengeschichte geheim zu halten, erzählte demselben nun, daß sein Vater, der als Marquis de Gélér aus Frankreich um seines Glaubens willen vertrieben worden sei und da er auf der Flucht seine Dokumente verloren habe, seinen Namen in den deutschen bürgerlichen: Degeler umgewandelt und sich in H., wo er auch geboren worden sei, als Kaufmann niedergelassen habe.

De Muson war gespannt der Erzählung Friedrichs gefolgt und vor Erregung aufspringend, rief er am Schlusse derselben aus:

„Wie wunderbar führt uns Gott der Herr zusammen!“

Dann, als er seinerseits das Erschaunen Friedrichs über seine Aufregung gewahr wurde, setzte er sich wieder und theilte ihm nun Alles mit, was er von dem Grafen, seinem Pflegevater, gehört und was ihm derselbe aufgetragen habe. Auch das habe ihm de Bruller mitgeteilt, daß er an den betrogenen Marquis, nachdem er seine Adresse erfahren habe, eine Entschädigung geschickt, daß er sich aber damals noch nicht habe entschließen können, die genommenen Papiere beizulegen und so seine Falschheit selbst aufzudecken. „Ihr Name Degeler“ fügte der Chevalier seinen Eröffnungen hinzu, „schon hätte mich auf den Gedanken bringen können, aber da ich noch nicht gut deutsch verstehe und auch mein Pflegevater den veränderten Namen Ihres Vaters Descheler ansprach, so fand ich den Zusammenhang nicht.“

De Muson lieferte nun an Friedrich die werthvolle Papiere aus und Beide schloßen mit der Zeit die innigste Freundschaft.

Kurze Zeit, nachdem der Chevalier seinem Pflegevater das Borgesfallene mitgeteilt hatte, erhielt er einen Brief desselben, worin der Graf, der sich seinem Ende nahe fühlte, ihn bat, doch Allem anzubieten, um wenigstens dem jungen de Gélér wieder zu seinem berechtigten Stande zu verhelfen und Empfehlungen beilegte, um demselben am Hofe Friedrich des I. eine Stelle zu verschaffen. De Muson theilte dies dem jungen Kaufmann mit, welcher aber dankend das Anerbieten ablehnte, da er sich vollständig glücklich in seinem jetzigen Berufe fühle, und erst nach langem Drängen versprach er seinem Vater darüber zu schreiben, um wenigstens dem Grafen eine Gewissensberuhigung zu geben.

In Degelers Hause in H. herrschte natürlich große Aufregung, als ein Brief Friedrichs ankam, in dem die wichtigen Neuigkeiten gemeldet wurden und wodurch sich auch das merkwürdige Räthsel über das Fälschen löste. Degeler war sehr erfreut darüber, daß sein Sohn die Aussicht hatte, wieder in die ihm gebührenden Rechte eingesetzt zu werden und er begriff nicht, wie derselbe so gar keine Neigung verrieth, dieselben anzutreten.

Die Mutter Friedrichs dagegen stimmte mit ihrem Sohne überein, daß es gewiß besser sei, fern von den Gefahren des Hofes und der großen Welt, in Gebet und Arbeit sein Leben zuzubringen.

Elisabeth neigte sich mehr auf des Vaters Seite, denn ihr Bruder war ihr immer, auch schon früher, als Weiden ihre Abkunft noch verborgen war, als ein Muster von Ritterlichkeit und Edelmut erschienen und nun sollte er in Wirklichkeit in den Adelsstand versetzt werden. An sich dachte das bescheidene Mädchen dabei aber gar nicht, sondern sie fand es ganz natürlich, daß sie in den bürgerlichen Verhältnissen der liebgewordenen Heimath bleibe.

Frau Degeler aber betonte, daß es vor Allem die Hauptsache sei, dem reuigen Grafen ihre volle Vergebung schriftlich auszudrücken, was auch

Degeler sogleich einsah. Natürlich hörte Niemand außer den Dreien etwas über diese Ereignisse und trotzdem die Ansichten über Friedrichs Zukunft in dem sonst so stillen Hause zu H. auseinander gingen, so störte dies doch nicht den Frieden der Familie und als Degeler darauf hinwies, daß durch Gottes Fügung diese Papiere in Friedrichs Hand gekommen seien, und er sie deshalb gewiß benutzen müsse, fügte sich auch die sanfte Gattin und Mutter dem Willen ihres Eheherrn und so schrieb er denn seinem Sohne, daß er den beigelegten Brief an de Bruller durch den Chevalier senden solle, aber auch die Empfehlungen des Grafen annehmen müsse, da er hoffe, in ihm das alte Geschlecht der de Gölers fortblühen zu sehen. Er selbst sei gesonnen, sein Geschäft, trotz der Wiederlangung der Familiendokumente unter seinem angenommenen Namen fortzuführen und es später, wenn es Gott gefalle, auf einen Schwiegersohn zu vererben, deshalb solle Friedrich in H., so lange er lebe, nichts von seiner Standesveränderung kund werden lassen und sich in seinen Briefen auch stets als Degeler unterzeichnen. In der damaligen Zeit, wo noch keine Verbindungen, wie heute, zwischen der nordischen Residenz und einem schwäbischen Städtchen, stattfand, wäre dies auch wohl ausführbar gewesen.

Während nun Friedrich sich nach seines Vaters Willen bestrebt, die ihm gebührenden Rechte dazulegen und als gehorsamer Sohn in einen, ihm selbst nicht angenehmen Stand einzutreten, obwohl ihn auch seine Bildung und körperliche Gewandtheit dazu befähigte, wollen wir unsere Blicke wieder nach Versailles richten.

Der Graf de Bruller hatte seit der Abwesenheit seines Pflege Sohns körperlich und geistig viel gelitten. Seine von ihm getrennte Frau, die er einst wirklich geliebt hatte, ward von einem ihrer Aebter, der bemerkte, daß sie einen Andern bevorzuge, vergiftet. In ihren letzten Stunden soll sie gerufen haben, es sei die gerechte Strafe des Himmels dafür, daß sie dem Grafen die Treue gebrochen, doch sei sie, nachdem sie mit den Sterbsakramenten ihrer Kirche versehen worden, beruhigt gestorben. Durch einen Freund hatte ihr de Bruller die Nachricht des häuslichen Glückes Degelers zukommen lassen, nachdem er das Häuschen nach H. geschickt hatte. Dierdurch in der irrigen Meinung bestärkt, daß es eben ihr nicht gelungen sei, einen ihrer würdigen Mann zu finden, hatte sie auf's Neue ihr leichtfertiges Leben begonnen und ward endlich das Opfer desselben geworden.

Der Graf war in seiner Erkenntniß schon so weit gekommen, daß er einsah, wach großen Theil er an ihrem traurigen Ende habe, denn er verhehlte sich nicht, daß es ihm vielleicht doch gelungen wäre, sich ihre Treue zu bewahren, wenn er ihr wahre Liebe bewiesen und sich nicht in seine alten Leidenschaften gestürzt hätte. Ihren wirklichen Mörder konnte die irdische Gerechtigkeit nicht finden, denn er war verschwunden, dem Arm des gerechten Richters im Himmel aber wird er nicht entgangen sein.

Äußerlich und geistig gebrochen sah der Graf eines Tages in seinem Sessel, als ihm sein treuer Diener jenen reformirten Geistlichen brachte. Durch den Uebertritt seines Pflege Sohns fühlte sich de Bruller zur reformirten Kirche hingezogen und er unterhielt sich gerne mit dem ihm einst so wichtig gewordenen Unbekannten über religiöse Dinge.

So kam es, daß ihn der Geistliche, der aber als reisender Kaufmann und Postlieferant im öffentlichen Leben erschien, öfters besuchte. Bei einem dieser Besuche bemerkte dieser, daß der Graf freudig bewegt war, und er theilte ihm auf seine Frage die trübliche Vorherrschaft mit, daß er in einem Brief von Degeler die völlige Vergebung mit dem Wunsche, der gütige Gott möge sie ihm auch zu Theil werden lassen, erhalten habe.

Nach und nach reifte in dem Grafen der Entschluß, sich der reformirten Kirche ganz anzuschließen, um ihre Segnungen in Worte und Sakramente zu genießen, aber da er ganz von der Gnade des bigotten Königs abhing und bei seinem leidenden Zustand an eine Uebersiedlung nach Deutschland nicht zu denken war, mußte dieses geheim gehalten werden. Da er stets für einen guten Katholiken gegolten hatte und es nicht auffiel, daß er mit seinem kranken Körper die Messe nicht besuchte, der reformirte Geistliche aber sein Incognito als Postlieferant treu zu bewahren wußte, so esuhren die römischen Priester nichts davon, daß abermals ein Schaf ihrer Herde der Ketzerei verfallen sei. Mehr und mehr nahmen die Kräfte de Brullers ab, doch sprach er noch einmal selbst seinem Pflege Sohne seine Freude aus, als er von diesem die Nachricht erhalte, daß der junge de Gölter an dem Berliner Hofe eine standesgemäße Stellung erhalten habe, aber er konnte nicht unterlassen, beizufügen, daß Angesichts der himmlischen Herrlichkeit alle Erdengröße klein und vergänglich erscheine. Auch das traurige Ende seiner Gattin theilte er ihm noch in diesem Briefe mit. Den nächsten Brief, den de Muson von Versailles erhielt, war von fremder Hand adressirt und als er ihn öffnete, las er die ihm von dem reformirten Geistlichen mitgetheilte Nachricht, daß de Bruller selig verschieden sei; der Schluß des Briefes lautete:

„Den Leib haben die Abmischen nach ihrer Weise beerdigt, aber die Seele ist im Glauben an die Vergebung der Sünden durch das Verdienst Christi, der es gerecht macht, bringgegangen.“

Da der Graf keine Kinder hinterließ, so hatte er seine geringe Hinterlassenschaft seinem Pflege Sohne vermacht. Da man aber in Versailles vernommen, daß de Muson zur reformirten Kirche übergetreten war und die Jesuiten doch endlich Verdacht schöpften, daß der Graf vor seinem Ende seinen Reichthum habe kommen lassen, sollte der reformirte Geistliche und der alte Diener, der seinen irdischen Herrn bis an sein Ende mit seltener Treue gepflegt hatte, verhaftet und das Erbe des Chevaliers mit Beschlagnahme belegt werden. Aber als die Häfcher ihr Amt verrichten wollten, waren Beide verschwunden, nur ein Zettel lag auf einem Tisch, auf dem stand, daß de Muson auf die Erbschaft verzichte und der König das Seinige zurücknehmen könne, er habe ein besseres unvergängliches Erbe empfangen.

Als später der treue Diener bei seinem jungen Herrn in Berlin eintraf und ihm Alles mittheilte, dieser völlig mit der von dem Geistlichen geschriebenen Erklärung einverstanden, denn er wußte wohl, daß des Grafen hinterlassene Habe aus seinem im Dienst des Königs Erworbenen bestand, denn sein einst großes Vermögen hatte er ja früher verschwendet. Ob der Graf hierüber selbst in einer Täuschung befangen war, oder nur

durch sein Testament seinem Pflege Sohne seine Liebe beweisen wollte, denkend, derselbe werde dann schon nach Recht und Gewissen damit thun, konnte auch der Diener nicht sagen. Dieser blieb bis an sein Ende bei dem Chevalier, da er keine Verwandte mehr hatte. Von dem reformirten Geistlichen kam keine Kunde mehr.

Der Chevalier de Muson war sehr betrübt über den Tod seines Pflegevaters und der junge Degeler — jetzt Marquis de Gölter — theilte aufrichtig seine Trauer und berichtete seinen Eltern den seligen Tod des Grafen.

Auch in H. ward die Kunde von des Grafen Abscheiden mit großer Theilnahme aufgenommen und Degeler und seine Gattin freuten sich, daß de Bruller zur Erkenntniß seiner Schuld und zur Vergebung derselben im wahren Glauben gekommen war.

Aber dieser Trauernachricht sollte bald eine viel betrübendere folgen. Von Tag zu Tag hatten nach einiger Zeit die Eltern und die Schwester Friedrichs auf Nachrichten von Berlin gewartet. Da kam eines Tages der ersehnte Brief mit dem Postzeichen Berlin, aber er war ungewöhnlich schwer und die Adresse war nicht von Friedrichs Hand geschrieben. Als Degeler, nichts Gutes ahnend, denselben geöffnet und nach der Unterschrift sah, las er folgende Zeilen am Schluß:

„Daß ich Ihnen endlich die volle Wahrheit sage, ist meine Pflicht als Freund Ihres theuern Sohnes. Friedrich, von dem ich, wie David beim Tode Jonathans, sagen kann: „Deine Liebe ist mir sonderlicher gewesen, als Frauenliebe!“ ist hinaufgezogen in das ewige Jerusalem, von dem er hier unten so oft und so gerne sprach. Er selbst wollte mit der Botschaft von seiner Krankheit Sie nicht betrüben und als er kränker wurde, unterlagte er es auch mir. Der Tod überraschte uns, doch war Ihr Sohn zum Heimgang bereit. Sie werden diese Nachricht mit der Fassung eines wahren Christen tragen und den Ibrigen so schonend wie möglich beibringen. Mit der Versicherung meiner innigen Theilnahme bin ich Ihr mittrauernder

Chevalier de Muson.“

Frau Degeler und Elisabeth sahen, daß Degeler nach seinem ersten Blick in den hastig geöffneten Brief erbleicht war, aber als starker Mann hatte er sich, den Rath de Musons soweit als möglich befolgend, rasch gefaßt, und sagte auf ihre dringenden Fragen ruhig, er wolle ihnen den ganzen Brief vorlesen. Derselbe fing damit an, daß Friedrich sich eine Erkältung zugezogen und in Folge dessen ein bestiges Fieber bekommen habe. In Form eines Tagebuchs, aus dem hervorging, daß de Muson selbst stets um den Kranken war, schilderte dann der Brief, wie sich die Krankheit allmählig gefährlich gestaltete, so daß nach 14 Tagen der blühende Jüngling eine Leiche war. Dann war hinzugefügt, daß der Chevalier selbst sobald wie möglich in H. eintreffen werde, um die Hinterlassenschaft Friedrichs und die so verhängnißvollen Familienpapiere in die Hände Degelers zu legen und endlich schloß der Brief mit den Worten, welche Degeler zuerst gelesen und durch die er so tief erschüttert worden war.

— Nachdem nun auch Mutter und Schwester die Trauerskunde vernommen, überließ sich der tiefgebeugte Vater seinem Schmerz, indem er öfter ausrief: „Herr, du züchtigst mich so schwer, weil ich in eiler Hoffnung auf meinen Sohn, als den Erhalter unseres alten Stammbaumes, mit unrechtem Stolze sah.“

„Lieber Henri“ — entgegnete seine Gattin mit von Thränen erkühter Stimme auf diese Selbstanlage — „wir wollen uns beugen unter Gottes Rathschluß, dort Oben im Licht werden wir einst sehen, daß auch diese schwerste unserer Prüfungen nur heilsam für uns ist!“

Elisabeth war schweigend hinausgegangen; der bestigste Schmerz hat keine Thränen, erst später sollte ihr die Erleichterung des Weinens werden. Tief in ihrem Innern bewegte sie das Erlebte und erzählte es im Alter ihrer Lieblingsnichte, von der es durch Uebersiedlung in die heutige Zeit gebracht wurde. Niemand in H. hat je erfahren, daß der französische Kaufmann eigentlich ein Marquis war, denn sobald Degeler aus der Hand des Chevaliers die Dokumente erhalten hatte, vernichtete er sie, um nicht als nach eiler Ehre trachtend angesehen zu werden. Still und gebeugt, aber im Vertrauen auf die Gnade des Herrn, nicht seinem Schmerze erlegend, führte er an der Seite seiner treuen Gattin sein Geschäft fort und später, als die Wunde durch die Alles lindernde Zeit etwas vernarbt war, sagte er oft zu ihr:

„Theure Adele, schon hier sehe ich, daß mir Gott den Sohn nahm, weil er mir zum Abgott geworden wäre. Und wie viel besser ist es, daß er vor dem Throne unseres himmlischen Herrn ist, geschnitten mit der Adelskrone der Kinder Gottes, als wenn er im irdischen Hofleben, in das ich ihn durchaus hineinwerfen wollte, Schaden gelitten hätte. „Es ist gewiß gut so“, erwiderte die ihren Friedrich schmerzlich vermiffende Mutter — „unter Gottes Schutz sind wir auch an dieser Klippe, die uns das Ausblühen unseres irdischen Adels hätte bringen können, glücklich vorübergeschifft!“

Elisabeth erinnerte sich gerne seines letzten Spazierganges mit ihrem Bruder und suchte oft das Plätzchen auf, wo sie zusammen gesessen hatten und wenn der Wind durch die Aeolsharfen der Ruine strich und sanfte Töne und volle Accorde zu ihr herüberwehte, so mußte sie daran denken, wie Friedrich damals gesagt, daß dies wohl ein Gruß der selig Vorangegangenen sein könne. — De Muson, dem Degeler geschrieben, daß er mit Freude den treuen Freund seines Sohnes aufnehmen würde, führte seinen Plan aus und das ganze Familienleben und besonders Elisabeth machte einen solchen Eindruck auf ihn, daß er sich um ihre Hand bewarb, welcher Antrag jedoch in aller Freundlichkeit sowohl von den Eltern als von der Tochter entschieden abgelehnt wurde. Trotzdem bewahrte er der schwäbischen Stadt und der Familie seines seligen Freundes ein treues Andenken, als er in den Norden Deutschlands zurückgekehrt war, wo er später eine adelige Dame aus der Provinz Brandenburg heirathete, aus welcher Ehe liebliche Söhne und Töchter entsprossen, deren Nachkommen heute noch eine Zierde des preussischen Heeres sind.

Elisabeth, die im Umgange mit edeln Theologen, unter denen sich auch der selige Liederdichter Hiller befand, Erfas für den früh entriessenen Bruder gefunden hatte, reichte später einem würdigen, tüchtigen Kaufmann

die Hand, mehr ihrem alternden Vater zur Stütze, als aus besonderer Reizung. Und diese Ehe war eine im höheren Sinne des Wortes glückliche. Degeler erlebte noch die Freude, mit seiner Gattin Enkelkinder sehen zu dürfen.

Wie manche Familie in Deutschland schließt heute noch in ihren Gliedern ein gesegnetes Erbe aus den edelsten Geschlechtern Frankreichs in sich, wenn selbst vielleicht die Namen und Adelstitel längst verwischt sind!

Auf dem Grabstein, der das gemeinschaftliche Grab des zur Ruhe gekommenen Ehepaars zierte, standen die einfachen Worte: „Hier ruhen in Gott: Heinrich Degeler, Kaufmann, und seine treue Gattin: Adele, geborene Desailson. — Gebe aus deinem Vaterland und von deiner Freundschaft und aus deines Vaters Hause, in ein Land, das ich dir zeigen will!“

Politische Rundschau.

Der Kampf zwischen den blauen und rothen Republikanern bei Paris will nicht zu Ende kommen, und vergebens wird die Nachricht von einem entscheidenden Schlage erwartet, welcher den täglichen blutigen Gefechten und dem Beschleichen der Hauptstadt wie der naheliegenden Ortschaften ein Ende macht. Ganz besonders wurde das reizende Neuilly an der Westseite mitgenommen, denn von seinen vielen und schönen Häusern ist fast kein einziges mehr unversehrt, und die nicht zettig entflohenen Einwohner bergen sich hungernd in den Kellern, so daß die kriegsführenden Parteien, welche sonst gar nicht mit einander unterhandeln wollten, doch nun einen Waffenstillstand abschließen mußten, damit, wer von den armen Leuten noch am Leben ist, sein nacktes Dasein durch Auswanderung in Sicherheit bringen kann. In einigen Vierteln von Paris, in der Stadt Konieres, und andern Dörfern oder Gehöften ist es fast nicht besser, und solche Greuel verüben nun die Franzosen selbst gegeneinander, die ein so lautes Geschrei hatten, als die Nothwendigkeit des von ihnen begonnenen Kriegs es mit sich brachte, daß auch Paris und andere Städte den Angriff der deutschen Heere erdulden mußten. Gegenwärtig preisen sich die noch von letztern besetzten französischen Landestheile glücklich, daß in ihnen Ordnung herrscht und sie ruhig ihrem Verdienst nachgeben können; eine Wohlthat, von welcher man noch gar nicht abseht, bis wann sie den andern wieder zu Theil werden soll, denn das ganze Land ist uneins, und die erbitterten Parteien, welche, wie überall, zuerst klein anfangen, sind nun wieder zu solcher Macht und Größe gelangt, daß sie sich weder einander bezwingen noch sich einigen können, bis zum so und so vielenmale irgend ein Militärdespot sie alle zusammen in's Joch spannt; ein Ausgang, den die ruhigen Leute abermals in dem Grade erschrecken, daß sie sich willig sogar die Rückkehr von Napoleon gefallen ließen, wenn er es nur wieder so machen wollte und machen könnte, wie er es 1851 gethan hat.

Deutscherseits könnte man diesen von den Franzosen selbst verschuldeten Wirren ruhig zusehen, wenn wir nicht dadurch mit unserer eigenen Angelegenheit hinausgezogen würden, und unsere Landesfinder länger fern von der Heimath in Feindesland lassen müßten. Der fällige Theil der Kriegsschädigung konnte noch nicht bezahlt werden, und nun mußte man auch gestatten, daß der Regierung der Nationalversammlung, welche sich verbindlich gemacht hatte, alle ihre Truppen hinter die Loire zurück zu ziehen, eine große Armee bei Versailles bildet und zusammenzieht, die zur Vorsicht auffordert, daß man sie nicht nach Ueberwindung der Insurgenten wieder gegen uns selbst gebrauche. Dazu kommt nun noch, daß die französischen Friedensunterhändler in Brüssel allerlei Sprünge machen, welche argwöhnen lassen, daß man sich später vielleicht auf die neugebildete Militärmacht stützen will, um die in den Präliminarien gemachten Zugeständnisse abzuschwächen und zu verkümmern. In Hinsicht auf diese Möglichkeiten hat Fürst Bismarck im Reichstag nun eine Erklärung abgegeben, welche wiederholt besagt, daß wir zwar nicht daran denken, uns in die eigentlich inneren Zustände Frankreichs einzumischen; daß aber demungeachtet ein Zeitpunkt zur Eingreifung kommen könnte, wenn unsere Errungenschaften sich stärker gefährdet zeigen sollten.

Unter den Katholiken in Deutschland herrscht starke Bewegung durch Anfechtung und Verfechtung des Unfehlbarkeits-Dogmas. Der als Gelehrter und Mensch hochgeachtete Stiftpfarrer v. Döllinger in München beharrt bei seiner Nichtanerkennung desselben, trotz aller Aufforderungen seines Erzbischofs, der jetzt bis zur vollen Excommunication Döllingers vorgeschritten ist. Den Beitrittserklärungen, welche letzterer von sehr notablen Laien aus verschiedenen großen Städten erhalten hat, folgen nun Kollektiv Erklärungen der katholischen Geistlichen, welche unbedingt den Konzilsbeschlüssen zustimmen, und ihre Pfarrrinder ermahnen, fest und unverrückt an dem Lehramt der Kirche zu halten. Collisionen sind schon eingetreten hinsichtlich der Religionslehrer an den Mittelschulen, welche unter dem getheilten Einfluß der Bischöfe und der Staatsgewalt stehen, und die letztere wird in Verlegenheiten gebracht, wie sie den Rechten der Kirche nicht zu nahe treten, und doch die ihrigen wahren soll. Bedauerlich ist dieser neue Unfrieden jedenfalls, und wenn ein richtiges Einlenken zur Versöhnung gefunden werden könnte, würde es für alle Theile am besten sein.

Der Reichstag in Berlin hat sich inzwischen viel mit Wahlprüfungen und andern Vorlagen beschäftigt, welche die Allgemeinheit weniger interessieren. Stärker war dieses der Fall bei Verathung eines erneuerten Antrags von Schulze und Gen. auf Gewährung von Diäten für seine Mitglieder. Der Beschluß ergab eine Majorität von beiläufig 50 Stimmen für diese Gewährung; allein trotzdem wird nach der Erklärung des Reichskanzlers dieselbe nicht eintreten, und die Verhandlung hat auch zur

Genüge gezeigt, daß das Publikum sich nicht in dem Grade für diese Frage interessiert, um durch einen abschlägigen Bescheid in Unruhe versetzt zu werden.

Aus der Bücherwelt.

Reck, Dr. J. L., Einleitung in das System christlicher Lehre. Zweite vermehrte Auflage. Stuttgart. J. F. Steinkopf. 1870. XII. S. und 294 S. Preis 2 fl. Wir dürfen nur anzeigen, daß dieses Werk des berühmten Meisters in zweiter Auflage erschienen ist (die erste ist vom Jahre 1837), um es den Theologen und philosophisch gebildeten Lesern, die sich für theologische Begriffsentwicklung der Schrift Wahrheit interessieren, zu empfehlen. Viel verändert ist diese zweite Auflage gegen die erste nicht. Die Sprache des Verfassers ist für nicht philosophisch gebildete Leser und für solche, welche nicht die Terminologie des Meisters, besonders aus seiner Seelenlehre kennen, etwas schwer; wer aber diese Schwierigkeit überwunden hat, der bekommt ebenso feste als tiefe Grundanschauungen über den Reichthum der Schriftanschauungen als göttlicher Offenbarungen, und zwar die Schrift als zusammenhängenden Geistes- und Offenbarungsorganismus gefaßt. Was der Verfasser in einem Anhang als theologische und als pneumatologische Schriftauslegung besonders charakterisirt, ist von ihm in der ganzen Arbeit, die er auch in der zweiten Auflage „einen Versuch“ nennt, durchgeführt.

Das Evangelium von Christo aus dem Munde unserer neueren Dichter. Herausgegeben von Franz Brümmer. Longensalza. Schulbuchhandlung von F. G. L. Gregler. 1871. 8°. 336 S. Pr. 1 Thlr. Es ist ein schöner Gedanke, aus dem reichen Schatz der religiösen Lyrik unseres Jahrhunderts ein Rosafeld von der Person, dem Leben, Lehren und Wirken unseres Heilandes zusammen zu stellen. Vom Schönsten und Besten eines Julius Sturm, E. M. Arndt, M. v. Schenckendorf, Th. Körner, Geibel, Gerok, Spitta, G. Schwab, L. A. Silber, Puchta, J. P. Lange, Viktor Strauß, L. v. Plönnies, A. Knapp, Harleh, Hagenbach, Novalis, Sallet, Krummacker u. s. w. ist zusammengetragen; selbst von Robert Prug ist das Weihnachtslied „Heilige Nacht auf Engelschwingen“ aufgenommen. Daß auch weniger Werthvolles sich in der Sammlung findet, Anderes Werthvolleres nicht aufgenommen ist, sogar mancher bekannte Namen fehlt, versteht sich bei solchen Sammlungen von selbst; denn gerade in diesem Gebiete ist unser Jahrhundert überaus fruchtbar. Wir glauben aber, daß diese Sammlung dazu beitragen wird, die Schönheit und Süßigkeit des Evangeliums von Christo unserem Volke auf dem angenehmsten und doch tief hineinführenden Wege kund zu thun.

Reinhard Zeller, Inspektor, Lieder der freiwilligen Armeeschullehrer-Anstalt in Beugen. Basel. G. F. Spittler. 1871. 8°. 159 S. Pr. 28 kr. Diese Sammlung enthält meistens Lieder des seligen Chr. H. Zeller, wie sie aus dem Anstaltsteben und für dasselbe erwachsen und in Beuggen und in weiteren Kreisen heimisch geworden sind. Der Ergänzung wegen sind auch einige Lieder von P. Gerhard, Tersteegen, Diller, Neumann, Spangenberg, Knapp u. s. w. eingefügt. Die Melodien sind in den Text eingedruckt. Besonders als Liebesgabe von dem reichen Geiste des unvergesslichen Zeller werden diese Lieder Vielen willkommen sein.

Texte für die Missionsgottesdienste.

Mai. Kapitel 41:

Vorforderung der abgöttischen Völker und ihrer Götter zu einem Rechtsstreit mit Jehovah B. 1-7: Es ist ein Erweis der Macht Jehovah's, daß Er Sich einen Helden erweckt, dem die abgöttischen Völker unterliegen, und daß Er einen solchen Retter für Sein Volk mitten aus der Weltmacht heraus erstehen läßt (Koresch). Das ist kein Götzenwerk. — B. 8-20: Mit der Sendung eines solchen göttlichen Machtwerkzeugs ist die Hülfe für Sein erwähltes Volk vorbereitet. So wird dem Wurm Jakob geholfen. — B. 21-29: Die Götzen sollen Rede stehen, ob sie die Zukunft vorherzuverkünden wissen, wie Jehovah jetzt thut; aber sie müssen schweigen. Lenker der Geschichte und Vorherwiser der Zukunft ist kein Anderer als Jehovah: mit diesem Weidem führt Er den Doppelbeweis Seiner Erlösungsmacht und Seiner Gottheit, sowie der Nichtigkeit der Götzen.

Liebesgaben

sind eingegangen und werden mit herzlichem Danke bescheinigt:
Durch Stadtpfr. Zimmermann von Ungenannt für die Badenser in Lyon (Hrn. Br. Rayer) 50 fl.
Von der Gemeinschaft in Söllingen für das Waisenhaus in Jerusalem 8 fl. 5 kr., von Br. Ullmann 1 fl., Lehrer Hoffmann 30 kr., zus. 9 fl. 35 kr.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Friedrich Gutsch.

Zur Nachricht.

Die Herren Geistlichen und Lehrer benachrichtigen wir, daß die Liederkunde für die evang. Volksschulen Badens (nach den im vorigen Jahrgang veröffentlichten Aufsätzen) unter der Presse sich befindet und in Bälde ausgegeben wird.

Karlruhe. Druck und Verlag bei Friedrich Gutsch.